

## Chronik des Jahres 2009 mit Tagungsberichten

von *Maria E. Gründig*

### *Studientag zu Zivilcourage und Widerstand im Nationalsozialismus. Das Beispiel Bischof Joannes Baptista Sproll*

Am 7. März führte der Geschichtsverein zusammen mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart die erste Veranstaltung des neuen Veranstaltungsformats »Stuttgarter Gespräche zur historisch-politischen Kultur« durch. Die Tagungsplanung und -leitung lag in Händen von Dr. Abraham P. Kustermann und Dr. Wolfgang Zimmermann, die Realisierung bei Dr. Maria E. Gründig.

Mehr als 200 Gäste konnten beim Studientag »*Um seines Gewissens willen*«. *Bischof Joannes Baptista Sproll zum 60. Todestag* im damals neu eröffneten Haus der Katholischen Kirche in Stuttgart begrüßt werden.

Der Studientag behandelte das Thema Zivilcourage während des Nationalsozialismus, dargestellt am Beispiel von Bischof Joannes Baptista Sproll. Dieser hatte sich im April 1939 geweigert, bei der Reichstagswahl – die »wahlwirksam« mit der Frage des *Anschlusses* Österreichs verbunden worden war – seine Stimme abzugeben. Daraufhin wurde der von den Nationalsozialisten schon seit längerem kritisch beäugte Bischof nach einer Hetzkampagne und gewalttätigen Demonstrationen im Sommer 1938 durch die Nationalsozialisten aus seiner Diözese vertrieben. Erst nach Kriegsende konnte er wieder nach Württemberg zurückkehren.

Prof. Dr. Dominik Burkard (Universität Würzburg) referierte über die Frage *War Bischof Sproll bewusster Provokateur oder Märtyrer wider Willen?*, Prof. Dr. Lucia Scherzberg (Universität Saarbrücken) sprach über den Dogmatikprofessor *Karl Adam und die Attraktivität des Nationalsozialismus für katholische Theologen*. Prof. Dr. Peter Steinbach (Universität Mannheim) analysierte in seinem Vortrag *Widerstand als stellvertretendes mitmenschliches Handeln* Logik und Wege der Demagogisierung der Bevölkerung durch die Nationalsozialisten und ordnete das Handeln Sprolls in die Geschichte des NS-Widerstands ein. Neben couragierten Klerikern innerhalb der Diözese, zu denen Steinbach Bischof Sproll zählt, gab es auch jene, die die politische Lage lange – zu lange – falsch einschätzten.

Unter dem Motto »*Zivilcourage heute*« - *Folge historisch-politischer (Un-)Kultur?* diskutierten am Nachmittag Bischof Dr. Gebhard Fürst, Dr. Alfred Geisel (Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.) und Prof. Dr. Peter Steinbach (u.a. Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin) unter der Moderation von Ralf Heineken. Sie erläuterten – auch anhand konkreter Beispiele –, dass jede Person in ihrem eigenen Wirkungskreis Zivilcourage zeigen könne. Personen und Institutionen könnten Impulse geben, um eine engagierte Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger innerhalb der Zivilgesellschaft zu erleichtern. Einigkeit bestand darin, dass Toleranz und eine entwickelte und gesellschaftsübergreifende Wertestruktur wesentliche Bedingungen für die Existenz einer couragierten und verantwortlichen Bürgergesellschaft seien.

*Weitere Informationen*

Inzwischen sind die Vorträge des Studientags in einer Publikation des Geschichtsvereins erschienen: »*Um seines Gewissens willen*«. *Bischof Joannes Baptista Sproll zum 60. Todestag*. Hg. vom Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Redaktion Maria E. Gründig. Ostfildern: Thorbecke 2010, 131 S., 24 s/w Abb., ISBN 978-3-7995-0886-5. Kart. 16,80 €.

Der Tagungsband kann über den Buchhandel und über die Geschäftsstelle (vergünstigt für Mitglieder) erworben werden. Mehr Informationen in der Webseite des Geschichtsvereins unter Publikationen/Tagungsdokumentationen.

*Publikationsprojekt »Geschichte der Diözese«*

Am 11. März 2009 trafen sich die Autoren der »Geschichte der Diözese« mit der Redaktion – Projektleiter Dr. Wolfgang Zimmermann und Redaktorin Dr. Maria E. Gründig – in Stuttgart, um die Inhalte der geplanten Diözesangeschichte festzulegen.

Folgende Autoren haben sich zur Mitarbeit bereit erklärt (in Klammern: der von ihnen bearbeitete Zeitraum):

Dr. Wolfgang Zimmermann	(bis 1650)
Prof. Dr. Konstantin Maier	(1650–1802)
Prof. Dr. Hubert Wolf	(1802–1848 und 1848–1870)
Prof. Dr. Claus Arnold	(1870–1914)
Prof. Dr. Andreas Holzem	(1914–1918, 1918–1933 und 1945–1960)
Prof. Dr. Dominik Burkard	(1933–1945)
Dr. Abraham P. Kustermann	(1961–2000)
Bischof Dr. Gebhard Fürst	(2000–2012)

*Studientagung im März 2009 über das Damenstift Buchau*

Vom 27. bis 28. März 2009 wurde im ehemaligen Damenstift Buchau die wissenschaftliche Tagung »Damenstifte in Oberschwaben in der Frühen Neuzeit« durchgeführt, bei der neun Referentinnen und Referenten vor mehr als 120 Gästen Forschungsergebnisse präsentierten.

Die Tagungsplanung und -leitung hatte Dietmar Schiersner, Volker Trugenberger und Wolfgang Zimmermann übernommen, die Realisierung übernahm Maria E. Gründig.

*Tagungsbericht zur Studientagung*

Als »konstituierend für die Sakrallandschaft Schwabens« bezeichnete der Vorsitzende des Geschichtsvereins, *Wolfgang Zimmermann* (Stuttgart), in seiner Begrüßung die Stifte Schwabens. Frauenstifte ließen sich bis in das frühe Mittelalter zurückverfolgen. Damenstifte waren Teil der frühneuzeitlichen Reichskirche und damit in ein weites Beziehungsgeflecht eingebunden. Über Jahrhunderte boten sie Frauen aus dem niedri-

gen und hohen Adel einen besonderen Lebensraum, in dem ständisches Selbstbewusstsein und religiöse Praxis ein eigengeartetes Konglomerat bildeten.

In seiner Einführung wies *Dietmar Schiersner* (Weingarten) darauf hin, dass die »übersichtliche Forschungslandschaft« (darunter die Bände der *Germania Sacra* und die Forschungen der zum Teil anwesenden Referierenden) die Veranstalter geradezu herausgefordert habe, dem Thema durch eine wissenschaftliche Tagung Raum zu geben. Galt das Thema innerhalb der Kirchengeschichte als »zu weltlich« und der Sozialgeschichte als »zu adelig«, empfand sie die Politikgeschichte als »zu weiblich« und »zu unbedeutend«. Viele Forschungsarbeiten seien zudem veraltet oder unvollständig geblieben. Die Tagung, so Schiersner, möchte eine erste Lücke schließen, indem neue Fragen gestellt und alternative Forschungsmethoden diskutiert werden. Der geplante Tagungsband will über die neuesten Forschungen informieren und gleichzeitig weitere Lokalstudien anregen, in denen nach (politischen) Handlungsmöglichkeiten, aber auch nach der Lebenswelt der Stiftsdamen gefragt wird.

Einen ersten Forschungsüberblick gab *Helmut Flachenecker* (Würzburg). Terminologische Unklarheiten hätten die Forschung lange Zeit erschwert: Wodurch unterscheiden sich »Monasterii« und »Cellae« von »adeligen frommen Stiften«? Wo lagen die Unterschiede zwischen »Nonnen«, »Kanonissen« und »Stiftsdamen«? Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts sei die Überlieferung zudem durch negative Urteile belastet worden. Frauenkommunitäten galten bis in unsere Zeit hinein als sittlich fragwürdige Versorgungsanstalten nicht verheiratbarer Töchter. Dieser Deutung widersprach der Referent und stellte fest, dass die Lebensgemeinschaften als Alternative zur Ehe verstanden worden seien. Zudem hätten Frauenkommunitäten während des Frühmittelalters entscheidende Beiträge zur Christianisierung des Landes geleistet. Der Referent erinnerte zudem an die z.T. umfassenden Aufgaben, die sich aus der Verwaltung der Reichsgüter ergaben und an ihre Wirkungen für den Aufbau und die Sicherung von Herrschaft. Neben der Memoria kam der sozialkaritativen Arbeit und den Aufgaben im Erziehungs- und Bildungsbereich (mit Laien) Bedeutung zu. Geistlicher und weltlicher Raum stellten somit lange Zeit keine getrennten Welten dar. Dagegen erreichten mehrere Reformperioden eine Einschränkung der Freiräume vieler Gemeinschaften (u.a. durch die strenge Klausur).

Hochadelige Damenstifte standen, wie *Bernhard Theil* (Stuttgart) am Beispiel des Stifts Buchau zeigte, oft zwischen dem Reich und der Kirche. Die Buchauer Äbtissinnen besaßen von Rom bestätigte Privilegien (Papst Gregor, 1773); ihre Investitur entsprach der eines höheren Prälaten, was die Überreichung der Herrschaftsinsignien Ring und Stab belegte, auch wenn sie der Jurisdiktion kirchlicher Instanzen, im Südwesten der des Bischofs von Konstanz, unterworfen gewesen seien. Sie seien zwar als »geistliche« Einrichtungen gegründet worden, doch waren sie gleichzeitig weltlicher Art, die in die Institutionen des Reiches eingebunden waren und Aufgaben in und für die Welt übernahmen. Es verwundert nicht, dass es in Buchau im 17. und 18. Jahrhundert wiederholt zu Konflikten mit dem Bischof einerseits und dem Reich andererseits kam. Versuche von Reich und Kirche, den Einflussbereich der Äbtissin einzuschränken, stießen an Grenzen. Bis heute konnte die rechtliche Stellung der Damenstifte und der Äbtissinnen in Reich und Kirche nicht exakt geklärt werden.

Am Beispiel des Damenstifts Oberstenfeld zeigte *Franz Quarthal* (Stuttgart) auf, dass es Äbtissinnen während der Reformation gelungen sei, die Auflösung des Augustinerchorfrauenstifts zu verhindern und stattdessen in ein evangelisches Damenstift zu überführen. Dem im elften Jahrhundert gegründeten, 1375 Württemberg zugeschlagenen Damenstift gelang es auch nach der Reformation, die Herrschenden von ihrer Funktion als Heimat für, so Quarthal, »nachgeborene Tochter adliger Familien, die nicht verheiratet werden konnten«, zu überzeugen. 1587 verlor Württemberg einen Prozess vor dem Reichskammergericht, bei dem Oberstenfeld die Reichsunmittelbarkeit abgesprochen werden sollte. Oberstenfeld ist das einzige Stift, das im deutschen Südwesten die Säkularisation des 16. Jahrhunderts überlebt hat.

Ein Höhepunkt der Tagung war am Freitagabend die festliche Präsentation und Übergabe des Bandes »Die Urkunden des Stifts Buchau« durch den Präsidenten des Landesarchivs Baden-Württemberg, Robert Kretzschmar. Diese fand im historischen Ambiente der Stiftskirche statt. Das Grundlagenwerk erschließt nun die reiche Urkundenüberlieferung Buchaus von den Anfängen bis ins Jahr 1500.

Der Vortrag von *Sabine Klapp* (Trier) nahm die reiche Stiftslandschaft des Unterelsass in den Blick: Trotz mehrfacher Reformversuche gelang es manchen Äbtissinnen, die traditionelle Lebensform als Kanonissen beizubehalten. Am Beispiel zweier elsässischer Äbtissinnen zeigte die Referentin, wie groß deren Handlungsspielräume waren, die z.B. Sophia von Andlau (Äbtissin in Andlau, im Amt 1408–1444) besaß. Sie übertrug zunächst wichtige Herrschaftsrechte an Familienmitglieder, um später – mit Hilfe eines Gerichtsprozesses – auch gegen sie zu regieren. Die Äbtissin des Straßburger Stifts St. Stephan, Adelheid von Andlau (im Amt 1539–1544), stand einem konfessionell gespaltenen Kapitel gegenüber, wobei Stiftskanoniker und Stadtrat gemeinsam versuchten, die Äbtissin ihres Amtes zu entheben, u.a. unter Verweis auf ihr Geschlecht, dem »Alleinregierung« verboten sei. Neue Statuten sollten festlegen, welche Aufgabe das Frauenstift haben sollte: Die Kanonissen sollten zukünftig auf ihre Rolle als Ehefrau und Mutter vorbereitet werden. Ob die Durchsetzung eines gewandelten Frauenbildes, das nun Mutterschaft und Eheleben zentrale Wertigkeit einräumte, in St. Stephan wirksam wurde, ist noch nicht ausreichend erforscht.

*Ute Küppers-Braun* (Essen) zeigte, dass die Stifte Essen, Elten, Vreden, Köln (St. Ursula) und Thorn/NL keinesfalls nur der Versorgung dienten: Sie waren zugleich Kontrollinstanzen für die Ebenbürtigkeit von Heiratskandidatinnen. Anders als in Buchau wurde Frauen aus standeserhöhten Familien (z.B. Fugger, Thurn und Taxis, Lollowrat, Cischini) der Zugang verweigert. Dagegen wurde solchen Häusern, deren Töchter in die nordwestdeutschen Stifte aufgenommen wurden, das Konnubium innerhalb des alten deutschen Hochadels bestätigt; einer ehelichen Verbindung mit Familien des Hochadels stand somit nichts mehr im Wege. Anders als die Juristen definierte sich der Hochadel nicht über die Mitgliedschaft in der Reichsstandschaft, sondern über die Abstammung. Diese genossenschaftliche Kontrolle war auch für oberschwäbische Häuser – Fürstenberg, Königsegg, Waldburg-Zeil, Staufen oder Sulz – Grund genug, ihre Töchter, zumindest zeitweise, in den Norden zu schicken.

*Thomas Groll* (Augsburg) fragte in seinem Referat nach den Statuten im Frauenstift St. Stephan in Augsburg. Für das im zehnten Jahrhundert gegründete Stift liegen erste Regelungen, in Teilbereichen aus dem 14. Jahrhundert, vor. Nach einschneidenden Re-

formmaßnahmen von 1581 folgte ein Jahr später eine erstmals systematische Zusammenstellung von Statuten. Eine weitere Verschärfung im Jahr 1596 ordnete einfachere Kleidung, gemeinsamen Tisch und einen allgemeinen Schlafsaal an. Eine Visitation belegte 1667 die weitgehende Einhaltung der Statuten. 1682 wurden die Statuten erweitert und zu verschärfen versucht; die Vielzahl von Regelungen – beginnend mit Chor- und Kleiderordnungen über Wahlregeln bis zu Urlaubs- und Begräbnisordnungen – wurden jedoch nicht immer und nicht zeitnah realisiert. Die Revision der Statuten von 1789 im Geist der Aufklärung brachte mit der Verdoppelung der Urlaubstage, der Lockerung der Chorordnung und mit der Aufhebung jeglicher nonnenförmiger Kleidung eine »Verweltlichung«. Groll wies in diesem Zusammenhang auf die schon von den Zeitgenossen beklagte Schwächung der leitenden Stellung der Äbtissin hin.

Ölgemälde, Fresken, Statuten und Gewänder der Zeit dienten *Marieluise Kliegel* (Weingarten) als historische Quellen, aus denen sie auf den sozialen Status der abgebildeten Äbtissinnen, auf Verhaltensmuster, Alltagsleben und auf religiöse Denkhaltungen schloss. Modische Spitzenvolants am Ärmel, das in weiße Spitze gefasste Dekolleté, helle, spitz zulaufende Schuhe unter den aus kostbaren schwarzblauen Seiden- und Samtstoffen gefertigten Roben zeigen nicht nur, dass die Frauen »gut betucht« waren, sondern auch, dass sie auf standesgemäßen Lebensvollzug und modische Gestaltung ihrer Körper Wert legten. Korsagen und Reifröcke zwangen zu gerader und steifer Haltung und zeigten adeligen Habitus. »Ganz irdisch und höfisch« präsentierten sich die Stiftsdamen also auf den Bildern, die von einer diesseitig orientierten und extrem disziplinierten adeligen Lebenswelt zeugen. Sie selbst verstanden sich jedoch in einer monastischen Tradition und mit dem Himmel verbunden. Ihre aus der mittelalterlichen Nonnentracht entlehnten, steif gestärkten, gen Himmel zeigenden Flügelhauben und die nach oben gerichteten, entrückt wirkenden Augen zeigen, dass sich die Damen in der Lage sahen, eine besondere (Ver-)Bindung zwischen Erde und Himmel herzustellen.

Testamente, Verlassenschaftsinventare oder Leichenzettel stellen eine Quellengattung dar, auf die *Dietmar Schiersner* (Weingarten) seine neuesten Forschungen zum Thema Krankheit und Tod im Damenstift gründet. Hinzu treten Abbildungen und Beschreibungen über die Art der Aufbahrung der Toten, die Ausgestaltung der Beerdigungskirchen und der Messfeier sowie weitere Beerdigungsriten. Die Summe dieser Daten lässt unter anderem Rückschlüsse auf die soziale Stellung der verstorbenen Stiftsdame, über alltägliche Lebensvollzüge, persönliche Frömmigkeit oder soziale und familiäre Kontakte zu. Die Beschäftigung mit dem Thema Krankheit und Tod bringt damit Licht in einen bisher wenig betrachteten Ausschnitt der Mentalitätsgeschichte, einer, die sich der Lebensführung innerhalb des Dreiecks *adelig – geistlich – weiblich* widmet. Weitere Ergebnisse erbrächten, und hier sieht Schiersner ein wesentliches Forschungsdesiderat, der Vergleich der Lebenswelten von Stiftsdamen und verheirateten Standesgenossinnen.

Abschließend fasste *Ewald Frie* (Tübingen) zusammen, dass offenbar kein einheitlicher Typus »Damenstifte« und »Stiftsdame« in der mehr als 1000-jährigen Geschichte adeliger Frauengemeinschaften existierte: Weltlich orientierte Institutionen für Frauen aus dem hohen oder niedrigen Adel standen neben Gemeinschaften mit eindeutig monastischer Ordnung. In Abhängigkeit von Zeit und Raum wandelten sich zudem die Funktionen, die Handlungsspielräume der Kanonikerinnen und das Alltagsleben der

Äbtissinnen wie der Stiftsdamen. Alle Vorträge hätten gezeigt, wie vielschichtig das Phänomen Damenstifte sei. Sie hätten deutlich gemacht, wie vielfältig die Fragen seien, die auf die weitere Erforschung warteten.

### *Weitere Informationen*

Tagungsberichte befinden sich auf den jeweiligen Webseiten des Geschichtsvereins, den Wissenschaftsportalen von AHF (Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik e.V.) und HSozuKult (Kommunikation und Fachinformation für die Geschichtswissenschaften, Humboldt-Universität Berlin).

2011 werden die Vorträge als Tagungsdokumentation erscheinen. Titel: Adelige Damenstifte Oberschwabens in der Frühen Neuzeit. Selbstverständnis, Spielräume, Alltag. Hg. von Dietmar Schiersner, Volker Trugenberger und Wolfgang Zimmermann. Redaktion: Dietmar Schiersner (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, Band 187).

### *Studientagung im September 2009 in Weingarten*

Vom 23. bis 26. September 2009 fand im Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart die vom Geschichtsverein und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart getragene wissenschaftliche Tagung statt. Sie trug den Titel »Kunst-Gebrauch – Gebrauchs-Kunst? Religiöse Repräsentanz in Bildern des Mittelalters und der Neuzeit« und ist von Prof. Dr. Andreas Holzem vom Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Tübingen konzipiert worden. Die Tagungsleitung hatten Prof. Dr. Andreas Holzem und Dr. Dieter R. Bauer (Akademie) übernommen.

### *Tagungsbericht*

Die Tagung hatte das Ziel, Forschungen aus der Kirchen-, Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte mit Ergebnissen aus der Kunst- und Kulturgeschichte zusammenzuführen. Im Zentrum stand die Frage, wie das bewusste und das unbewusste Wissen die Bildproduktion, die Deutung der Bilder und den Umgang mit ihnen beeinflusste und umgekehrt.

Nicht um museale Kunstobjekte sollte es während der Studientagung gehen, so führte *Andreas Holzem* (Tübingen) in der Hinführung zu der von ihm konzipierten Tagung aus, sondern um Fragen der religiösen Repräsentanz und des Umgangs der Rezipienten mit Kunstprodukten. Nicht die Geschichte der Kunst sollte fokussiert werden, sondern die Geschichte der Bilder. Wie entstanden Bilder – Skulpturen, Inschriften, Gemälde – und in welchem sozialen Kontext entstanden sie? Wer waren die Auftraggeber und was bezweckten diese mit dem Auftrag? Wie deuteten sie selbst die Bilder und wie wurde mit ihnen umgegangen?

Der Mittelalterhistoriker *Ludger Körntgen* (Bayreuth) stellte dar, wie unterschiedlich Deutungseliten in den zurückliegenden Jahrhunderten Bilder nutzten. Für Augustinus (354–430) waren Bilder Medien, durch die religiöses Wissen – die Glaubenswahrheiten – vermittelt werden sollte. Obgleich Karl der Große (768–814) Wort und Schrift

über das religiöse Bild stellte – das eine war Gottes Wort, das andere nur von Menschen gemacht –, stieg der Aufwand, mit denen beispielsweise Evangelienbücher hergestellt und illustriert wurden. Hierzu mag Papst Hadrian I. (772–795) beigetragen haben, für den Bilder Medien waren, mit denen das Unsichtbare – das Heil – sichtbar und anschaulich gemacht werden konnte. Seit Hadrian entwickelten sich der Heiligen- und Reliquienkult und das Interesse an reich ausgestatteten Reliquiaren; doch blieben Bilder didaktische Mittel zur Wissensvermittlung, weil sie Illiteraten die Schrift ersetzten. An wundertätige Bilder glaubte man dagegen nicht. Im Spätmittelalter wurden Bilder oft als realer Gegenstand wahrgenommen, was religiöse Eliten jedoch kritisch betrachteten.

Der Gebrauch der Bilder ändere sich keineswegs mit dem Wechsel der Epochen. Bislang sei jedoch noch nicht ausreichend geklärt, wie stark Bilder den theologischen Diskurs und das religiöse Wissen beeinflussten und welche Vorstellungen hinter den Bildern standen. Ludger Körntgen geht allerdings davon aus, dass Bilder anthropologische bzw. religiöse Bedürfnisse befriedigten.

Der Mediavist, Kunst- und Rechtshistoriker *Steffen Patzold* (Tübingen) betrachtete Bischofsstädte des frühen Mittelalters als Kunst-Räume. Durch sie seien das religiöse Wissen geprägt und Grundlagen gelegt worden, um religiöse Zusammenhänge zu verstehen. Den Gläubigen sollte der Weg zum Heil geebnet werden. Am Beispiel der Hildesheimer Michaeliskirche exemplifizierte der Referent, dass die Klosterkirche im zwölften Jahrhundert die Theologie der damaligen Zeit widergespiegelt habe: Die zwölf Grundsteine des Gotteshauses symbolisierten den Himmlischen Jesus und die zwölf Stämme Israels; durch die Vielzahl steinerner Bilder – Schriftzüge, Symbole, Inschriften – sollte die gesamte Kirche zu etwas Belebtem und Wirklichem gemacht werden. Bauherr Bischof Bernward (933–1022), der diese Kirche als Grabstätte für sich erbauen ließ, war von der Realpräsenz der Heiligen in diesem Kirchenraum überzeugt. Bewusst wollte er sich hier, inmitten der Heiligen(-figuren) begraben lassen. Für ihn waren die Bilder keine Abbilder, sondern Urbilder. Für ihn war die Kirche der reale Himmel und keineswegs nur ein Symbol.

Die Kunsthistorikerin *Esther Meier* (Dortmund) thematisierte den Wandel in Gebrauch und Deutung von Bildern vor und nach dem Konzil von Trient (1545–1563). Anhand der Gregorsmesse – das ist ein Altarbild, auf dem Papst Gregor der Große (540–603) dargestellt ist, dem während einer Messfeier Christus als Schmerzensmann erscheint – verdeutlichte die Referentin, dass zunächst die individuelle und private Nutzung des Bildes im Vordergrund stand: Der Betrachter sollte ebenfalls eine Christusvision und damit eine individuelle Aneignung des Heils erfahren. Das Gebet war mit einem Ablass verbunden, doch war dieser nicht an die Ikone, an einen festgelegten Ritus, einen Ort oder eine bestimmte Zeit gebunden.

Die Nutzung wandelte sich mit dem Tridentinum und Papst Gregor XIII. (1502–1585): Jede vor diesem Bildmotiv gefeierte Messe sollte nun eine »Arme Seele« aus dem Fegefeuer befreien. Diese Wirkung konnte, so die Verlautbarung Gregors XIII., nur innerhalb einer Messe eintreten. Allein in Bologna wurden innerhalb weniger Jahre 23 neue Altäre mit einem Altarblatt errichtet, das den betenden Papst zeigt. Explosionsartig verbreitete sich das Bildmotiv der Gregorsmesse auch nördlich der Alpen. Bei diesen neueren Retablen tritt der Papst allerdings nicht mehr als Visionär, sondern vor allem als Vermittler Gottes auf. Der Status des Altarbildes hatte sich von der Heilsver-

mittlung zur Heilsankündigung gewandelt. Statt individueller Heilsaneignung stand nun die institutionell-rituelle Heilsausteilung im Zentrum.

Dass Bilder die Realität prägten, zeigte die Kulturhistorikerin *Heike Schlie* (Münster) am Beispiel der von Hans Memling (ca. 1430–1494) gemalten *Turiner Passion* auf. Dieses Bild, das der aus Florenz stammende Tommaso Portinari (ca. 1424–1501) vor seiner Hochzeit in Brügge in Auftrag gab, sollte seinen aktuellen gesellschaftlichen Status in Brügge symbolisieren. Die Passion ist als Prozession dargestellt, die durch eine Stadt – Jerusalem – zieht. Zwischen Passionsbild und der realen Stadttopographie erkennt Schlie deutliche Parallelen. Der bei Memling dargestellte Passionsweg wurde scheinbar bei der jeweils im Mai stattfindenden Heilig-Blut-Prozession in Brügge nachgegangen: Das Gemälde prägte also die Realität; die Stadt sei dem Bild angeglichen worden.

Der Tübinger Liturgiewissenschaftler *Andreas Odenthal* zeigte am Beispiel Kölns und der dortigen Kirchen auf, wie die Theologen des Mittelalters das Unsichtbare sichtbar machten: Rom wird in Köln sichtbar und erlebbar, indem der päpstlich-römische Stadtplan auf Köln übertragen wird; zudem wird Gottes Präsenz real, indem dieselbe Liturgie an quasi denselben Orten gefeiert wird. Im Mittelalter wurde die Stationsliturgie des päpstlichen Rom zum Vorbild für die Liturgie des nordalpinen Raumes. Wie in Rom, wo der Papst (noch heute) an festgelegten Terminen innerhalb des Kirchenjahrs festgelegte Stationskirchen für einen Gottesdienst aufsucht, geschieht es auch in Köln: Es erfolgte eine *theologische Relecture* Kölns nach römischem Muster. Damit entsteht eine besondere Sakrallandschaft, eine Art liturgischer Stadtplan. Was für die Makroebene der Stadt gilt, weist Andreas Odenthal auch auf der Mikroebene nach: Die Patrozinisenschemen des Alten Domes zu Köln oder der Kirche von St. Aposteln wurden an das römische Vorbild angepasst. Das Besondere sei das Gesamtgefüge aus Ort, Gerät (v.a. Reliquien), Wort, Ton und Zeit (Kirchenjahr), *das die Liturgie zur Memoria des Heilshandelns Gottes im konkreten heiligen Ort Kölns* mache. Dieses rituelle Ganze, so Andreas Odenthal, *ist* eine reale Gnadengabe Gottes an seine Kirche.

Der Theologe und Historiker *Thomas Lentes* (Münster) beschäftigte sich mit der Darstellung und der Verwendung von Körpern und Wunden in der mittelalterlichen Kunst. Obgleich Blut und Wunden mit Ausnahme des Lanzenstichs auf Golgatha im Neuen Testament nicht vorkämen, sei diese Darstellung im Spätmittelalter zu einem obsessiven Bildmotiv geworden: Blutüberströmte, mit Tausenden von Wunden bedeckte Christuskörper seien gemalt oder modelliert worden; Geißelungsszenen und Dornenkrönung traten hinzu. Wunden wurden dreidimensional modelliert und waren als tiefe, dunkelgefärbte Vertiefungen deutlich erkennbar. Sie erscheinen real. Ein oft anzutreffendes Bildmotiv war das Austreten des Blutes und das Fließen des Blutes. Beides wurde als Reinigung verstanden und mit Heilstransfer konnotiert. Der Anblick der Wunden forderte zum Mitleiden auf, zur *imitatio christi*. Das Sichtbare des Bildes habe auf das Unsichtbare verwiesen. Die Ursache für den Hang zur Wundenikonographie sieht Lentes in einem Umbruch der Körpermodelle und der Memorialkultur im zwölften Jahrhundert. Während des Tridentinums habe sich das Bildprogramm nochmals gewandelt: Nach 1500 wurden keine ›Blutbilder‹ mehr gemalt, vielmehr seien Bilder nun *in Schach gehalten und kontrolliert* worden.



Der Literaturwissenschaftler und Mediavist *Ulrich Barton* (Tübingen) betrachtete lebende Andachtsbilder in Geistlichen Spielen. An diesen bewegungslosen theatri-schen Nachstellungen populärer Andachtsbilder interessierte ihn die Dialog- und Kommunikationssituation zwischen Medium und Rezipienten. Sie sei für das Andachtsbild charakteristisch und werde beim Schauspiel explizit gemacht. Am Beispiel von Veronica- und Pietà-Szenen verfolgt er, wie die Grenze zwischen Spiel- und Zuschauerrealität verschwimmt, so dass Präsenzerfahrungen mit dem Göttlichen möglich würden. In der gespielten Pietà verspricht Maria den andächtig-mitleidenden Zuschauern ihre eigene, heilbringende *pietas*. Die Veronica-Szene ermögliche durch das Neben- und Ineinander von heiligem Bild und Schauspiel die Reflexion auf die göttliche Schau sowie auf die Medialität von Bild und Theater. In den lebenden Andachtsbildern komme das geistliche Spiel gewissermaßen zu sich selbst. Allerdings würden dabei auch ihre innere Problematik und die religiöse Brisanz deutlich. Dies habe im Zuge der Reformation zum Ende dieser Theatertradition geführt.

Diözesankustos *Wolfgang Urban* (Rottenburg) fragte nach dem Zusammenhang von Bild und Spiritualität während des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Anhand vielfältiger Beispiele legte er dar, dass Bilder bei den Betrachtenden emotionale Wirkungen entfalteten: Sie sollten zu Herzen gehen. Bilder und die hinter ihnen stehenden Inhalte bewirkten somit eine perzeptive, sinnliche und emotionale Wahrnehmung und hinterließen in den Betrachtenden *eine Spur*, eine Prägung, die zur Aneignung religiöser Sachverhalte führe. Wie Bilder wirkten auch geistliche Spiele oder Theaterspiele: Der emotionale Nachvollzug der Bilder führe zur Einübung von Empathie und ermögliche eine Identifikation mit dem betrachteten Bild.

Die Kunsthistorikerin *Susanne Wegmann* (Halle) referierte über Bilder bei Martin Luther. Obgleich Luther Texte vorgezogen und sich von dem Gedanken distanziert habe, dass Bilderbetrachtungen den Weg zum Erlöser ebneten und Bilder eine Eigenkraft besäßen, sei er kein Bilderfeind gewesen. Luther sei vielmehr der Ansicht gewesen, dass der Geist Bilder brauche, weil sie alle Sinne ansprächen. Dadurch würden die zu vermittelnden Inhalte *ins Herz eingestampft*. Am Beispiel des berühmten Cranach-Bildes vom auferstandenen Christus verdeutlichte die Referentin, was Luther meinte, wenn er die Meinung vertrat, dass Bilder nicht sichtbare Dinge sichtbar und verstehbar machen könnten und Bilder die Betrachtenden in die Lage versetzten, die Grenzen von Raum und Zeit zu sprengen. Luther sah Bilder zudem als didaktische Vermittlungsinstrumente an, da sie das Wort veranschaulichen könnten. In der nachlutherischen protestantischen Bildproduktion seien in Bildern oft kürzere oder längere, oft auch raumgreifende Texte integriert worden. Offenbar hatten die Deutungseliten nach Luther den Bildern weniger vertraut als der Reformator selbst und scheinen ein widersprüchliches Bildverständnis besessen zu haben. Möglicherweise, so Wegmann, sei die Etikettierung Luthers als Bilderfeind in dieser Zeit entstanden.

Durch eine Exkursion nach Munderkingen in die Pfarrkirche St. Dionysius, in die nahe gelegene Frauenbergkirche und in das 1802 säkularisierte Prämonstratenserklöster Obermarchtal und die dortige Abteikirche St. Peter und Paul war es möglich, den Bildgebrauch und den Umgang mit Bildern anschaulich zu machen und in authentischer Umgebung zu erläutern.

Die Klosteranlage St. Luzen in Hechingen-Stein mit seiner 1586 erneuerten Architektur und geistig-geistlichen Ausrichtung als Wallfahrtskirche diente *Andreas Holzem* (Tübingen) als Folie, um konkret *Kunstgebrauch* (hier: ein adeliger Auftraggeber zielt auf Selbstrepräsentanz und konfessionelle Repräsentanz) und *Gebrauchskunst* (hier: die Kirche ist einem Franziskanerkonvent zur Nutzung überlassen) zu verdeutlichen. Doch St. Luzen beinhaltet eine weitere Deutungsebene: Der Kirchenraum sei eine *artifizielle* Konstruktion, in dem eine klar strukturierte Religionstopographie erkennbar sei. Sieben muschelförmige Nischen im Langhaus stehen für die sieben Hauptkirchen Roms; Abbildungen von Märtyrern verweisen auf die *streitbare Kirche*, die sich mit dem Protestantismus in der Region auseinandersetzen hatte. Ein durchdachtes Bildprogramm übersetzte religiöses Wissen in anschauliche Raum- und Kunsterfahrung. Die gesellschaftliche Hierarchie manifestierte sich im Raumkonzept: das Langhaus für das Volk, der Altarraum für den Klerus, gesonderte Plätze für die weltlichen Herrscher. Zudem waren im Kirchenraum alle katholischen Grundtexte und -gebete in Schriftform oder als Bild-Text-Mischung vorhanden. Dieses Wissen sollte in alle sozialen Schichten vermittelt werden. Somit war die Wallfahrtskirche ein *soziales Feld christlicher Vergesellschaftung*. Der mit der Wallfahrt verbundene Portiunkula-Ablass war ein wichtiger Teil der damaligen Frömmigkeitsideologie, die im 16. Jahrhundert ein starkes Bedürfnis der Menschen nach *garantierter Seelenrettung* befriedigte. Der Kirchenraum wurde zudem der Ort, in dem ein öffentliches, reflektiertes und persönliches Bekenntnis abgelegt werden sollte. Das Äußere – die Figuren und Bilder – sollten ins Persönlich-Private einwirken. Das im Kirchenraum vermittelte Wissen sollte zur Handlungsanleitung für das alltägliche Leben von Untertanen und Herrschenden werden.

Der Kirchenhistoriker Christian Handschuh (Köln) richtete seinen Blick auf die ehemalige Diözese Konstanz kurz vor deren Auflösung. Dort hatten nach 1800 Fürstbischof Dalberg und Generalvikar Wessenberg begonnen, eine gemäßigt-rationale, aufklärungsfreundliche Theologie und entsprechende Gottes- und Weltbilder in die Praxis umzusetzen. Die Kirchengestaltungen veränderten sich ebenso wie der Umgang mit Visuellem: Es ging um mehr Realitätsnähe. Auf Grundlage des neuen Frömmigkeitsmodells wurde im priesterlichen Diskursraum ein breit rezipiertes Kunstgebrauchsideal entwickelt, das innerhalb der Gemeinden durch staatliche und kirchliche Maßnahmen implementiert und durchgesetzt werden sollte. Archivforschungen zeigen jedoch, dass diese Maßnahmen zwischen Priestern und Gemeinde oft konfliktiv verliefen. Der Streit um Sinn und Zweck von Statuen, die während des Barock bekleidet und in vielfältigen Formen verehrt wurden, hielt über Jahre an. Die Rückkehr zu sinnlicheren Verehrungsformen ließ zudem in der Jahrhundertmitte manche bekleidete Statue zurückkehren.

Als Zusammenfassung und Ausblick lässt sich formulieren: Der »andere Blick« auf das Thema Kunst und die Verbindung von kirchen- und frömmigkeitsgeschichtlichen Erkenntnissen mit Ergebnissen aus der Kunst- und Kulturgeschichte erwies sich als konstruktiv. Zum einen gelang es, Bilder als Träger und Transporteure religiösen Wissens in Mittelalter und Neuzeit darzustellen, und zum anderen, den Weg des Wissens zur Bildproduktion nachzuzeichnen. Die Referentinnen und Referenten trugen anhand konkreter Beispiele zur Klärung bei, wie Kunst Wissen verändert und wie Wissen die Kunst prägt. Es wurde aufgezeigt, dass Kunst nicht nur in theologisch-religiösen Wissensbereichen wirkt, sondern auch Denkstrukturen und Verhaltensmuster im alltägli-

chen Lebensvollzug beeinflusst – und umgekehrt. Weitere konstruktive Ergebnisse brächte sicherlich die Ausweitung dieses »anderen Blickes« auf Moderne und Postmoderne, sind Kunstproduzenten und Rezipienten doch mehr denn je mit Bildern konfrontiert.

### *Weitere Informationen*

Es ist geplant, die Referate der Studientagung in Band 30 des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte zu veröffentlichen.

### *Studientagung und Jahresversammlung im Oktober 2009 in Ravensburg*

Am 17. Oktober 2009 trafen sich Mitglieder und kirchengeschichtlich Interessierte aus der ganzen Diözese zum Studientag mit Jahresversammlung in Ravensburg. Wichtige Besonderheiten der ehemaligen Reichsstadt sind deren konfessionelle Uneinheitlichkeit, ihre Bikonfessionalität und – nach dem Dreißigjährigen Krieg 1648 – die reichsrechtlich geregelte Konfessionsparität. Als Thema des Tages war daher »Zwei Konfessionen in einer Stadt« gewählt worden.

Zwei Vorträge beschäftigten sich mit den Folgen dieser Sonderstellung. Prof. Dr. *Andreas Holzem* (Tübingen) stellte fest, dass in einer bikonfessionellen Stadt eine andere Kriegsethik und -deutung entstehen musste als in konfessionell einheitlichen Orten. Hier konnte der Glaubenskrieg nicht als »Heiliger Krieg« oder als (gerechte) Strafe Gottes interpretiert werden, denn der Kriegs- und Pesttod umfasste doch beide Konfessionsgruppen in demselben Maß. Kriegerische Handlungen – seien es nun Niederlagen oder Kriegsgewinne – konnten hier kaum sinnhaft als Eingreifen Gottes für die jeweils »richtige« Partei gedeutet werden. Die Kriegspredigten waren in Ravensburg folglich weniger fanatisch und hetzend als andernorts. Sie behandelten primär Buß- und Barmherzigkeitsthemen und hatten das Ziel, Trost zu spenden. Kriegsleiden schürte hier nicht Hass, sondern ließ die Friedenssehnsucht wachsen.

Dr. *Nicole Horvath* (Tübingen) informierte anschließend über gesamtgesellschaftliche Realitäten im Ravensburg des 18. Jahrhunderts. Die Stadt war mit dem Reichsfrieden 1648 zu einer konfessionsparitätisch organisierten Einheit erklärt worden. Dies hatte langfristig Einfluss auf die städtische Kultur. Nahezu jedes öffentliche Amt wurde seitdem nach dem Konfessionskriterium vergeben: Katholische und evangelische Bürgermeister standen ihren jeweiligen konfessionellen Stadträten vor, evangelische und katholische Ärzte und Hebammen behandelten ihr je eigenes konfessionelles Klientel, desgleichen Hochzeitslader, Apotheker, Lehrer oder Totengräber.

Neben den beiden Teilkulturen entwickelte sich jedoch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine konfessionsübergreifende Kultur, die sich auf christliche Werte, den »einen Gott«, so ein Vermerk im Ratsprotokoll, berufen konnte.

Ein *ökumenisch-paritätischer* Stadtrundgang mit Oberbürgermeister Hermann Vogler, Pfarrer Hermann Riedle, Dekan Dr. Friedrich Langsam und Stadtarchivar Dr. Andreas Schmauder ließ nach dem Mittagessen das Gehörte noch einmal in besonderer Weise anschaulich werden. Der Tag endete mit der Jahresversammlung, über deren Inhalte die Mitglieder durch einen Rundbrief unterrichtet wurden.

### *Das Projekt „Corporate Design“ wurde abgeschlossen*

Mit der Fertigstellung der Informationsbroschüre des Geschichtsvereins (»Image flyer«) konnte das 2007 begonnene Projekt zur Erneuerung des öffentlichen Auftretens durch ein neues »Corporate Design« abgeschlossen werden. Dieses Projekt umfasste die Entwicklung eines neuen Logos in der Leitfarbe Rot, die Anpassung aller Druckprodukte auf der Grundlage des Corporate Design – vom Veranstaltungsflyer bis zur Anpassung des Umschlags des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte – sowie die Einrichtung einer Webseite, die schon im Dezember 2007 »online« ging und seither kontinuierlich weiterentwickelt wird.

### Die Toten des Jahres 2009

Prälat Anton Bauer, Schwäbisch Hall	im Februar
Frau Thus Schemm, Dornstadt-Bollingen	im Februar
Pfr. i.R. Geistlicher Rat Martin Übelhör, Oberdischingen	im Februar
Dr. Theodor Wohnhaas, Nürnberg	im März
Dr. Joachim Fischer, Stuttgart	im Juli

### Anschriften

#### *Geschäftsstelle:*

Stafflenbergstraße 46, 70184 Stuttgart  
 Telefon: 0711/1645 560  
 Telefax: 0711/1645 570  
 e-Mail: info@gv-drs.de  
 Webseite: www.geschichtsverein-drs.de

#### *Geschäftsführung / wissenschaftliche Koordination:*

Dr. Maria E. Gründig  
 Stafflenbergstraße 46  
 70184 Stuttgart  
 Telefon: 0711/1645 569  
 E-Mail: gruendig@gv-drs.de

#### *Schriftleitung des Aufsatzteils:*

Professor Dr. Konstantin Maier  
 Lehrstuhl für Mittlere und  
 Neue Kirchengeschichte  
 Ostenstr. 26-28, 85072 Eichstätt  
 E-Mail: konstantin.maier@ku-eichstaett.de

#### *Schriftleitung des Rezensionsteils:*

Professor Dr. Andreas Holzem  
 Lehrstuhl für Mittlere und  
 Neuere Kirchengeschichte  
 Liebermeisterstr. 12, 72076 Tübingen  
 E-Mail: ukkg-info@uni-tuebingen.de

*Vorsitzender*

Dr. Wolfgang Zimmermann  
Stafflenbergstraße 46, 70184 Stuttgart

seit Oktober 2010:

Prof. Dr. Konstantin Maier,  
Stafflenbergstraße 46, 70184 Stuttgart

*Kassenprüfer*

Ingo Casper und Gerhard Piepenbrink,  
beide in Herrenberg

*Schatzmeister*

Dr. Waldemar Teufel  
Postfach 9, 72101 Rottenburg a.N.

seit Oktober 2010 verantwortet den

Bereich Finanzen:  
Dr. Maria E. Gründig

*Bibliothekar*

Eugen Fessler  
Wilhelmsstift Tübingen  
Georg Ott-Stelzner  
Diözesanbibliothek Rottenburg

## Dem Vorstand gehören an

bis Oktober 2010:

Leitender Archivdirektor Dr. Wolfgang Zimmermann (Herrenberg), Vorsitzender  
Professor Dr. Andreas Holzem (Tübingen), Stellvertretender Vorsitzender  
Diözesanjustitiar i.R. Dr. Waldemar Teufel (Rottenburg), Schatzmeister  
Diözesanarchivarin Angela Erbacher (Rottenburg), Schriftführerin  
Professor Dr. Konstantin Maier (Eichstätt)  
Domkapitular Dr. Uwe Scharfenecker (Rottenburg)  
Diözesankonservator Wolfgang Urban M.A. (Rottenburg)  
Akademiedirektorin Dr. Verena Wodtke-Werner (Stuttgart)  
Professor Dr. Hubert Wolf (Münster)

seit Oktober 2010:

Professor Dr. Konstantin Maier (Eichstätt), Vorsitzender  
Professor Dr. Andreas Holzem (Tübingen), Erster Stellvertretender Vorsitzender  
Dr. Christian Hermes (Stuttgart), Zweiter Stellvertretender Vorsitzender  
Professor Dr. Claus Arnold (Frankfurt am Main)  
Diözesanarchivarin Angela Erbacher (Rottenburg), Schriftführerin  
Domkapitular Dr. Uwe Scharfenecker (Rottenburg)  
Professor Dr. Dietmar Schiersner (Weingarten)  
Dr. Ines Weber, Wissenschaftliche Assistentin (Tübingen)  
Akademiedirektorin Dr. Verena Wodtke-Werner (Stuttgart)

## Bibliothek

### *Tauschverkehr*

Eine Zusammenstellung der Zeitschriften, die der Geschichtsverein im Schriftentausch bezieht, findet sich in Band 15, 1996, S. 392 (mit Ergänzungen in Bd. 20, 2001, S. 416), sowie auf der Webseite des Geschichtsvereins (<http://www.gv-drs.de/bibliothek>).

*Buchgeschenke für unsere Bibliothek im Wilhelmsstift Tübingen erhielten wir von:*

Dr. Waldemar Teufel, Rottenburg

Heinz-Hermann Karst, Böblingen

### *Weitere Informationen*

Auf der Website des Geschichtsvereins [www.gv-drs.de](http://www.gv-drs.de).